



Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Reisepläne.- Reise nach Norddeutschland.- Tod von Humboldt's Mutter.-
Einfluß der Reisepläne auf die wissenschaftlichen Projecte.- Vorbereitung
zu einer großen Reise.- Dresden.- Verkehr mit Körner.- ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

Dritter Abschnitt.

Reiseleben.

Aus Paris hatte Humboldt die Freunde mit jenem Werk über Hermann und Dorothea überrascht. Was war es, was ihn so weit von diesen hinweggeführt hatte?

Schon frühzeitig sahen wir ihn reiselustig. Schon 1792 wäre er bereit gewesen, zum zweiten Mal nach Paris zu gehn.¹⁾ Seitdem, und in Folge seiner auf das Alterthum und die Kunst gerichteten Interessen, ging seine Absicht auf Italien. Wiederholt erwähnt er dieses Plans in seinen an Schiller geschriebenen Berliner Briefen. Es war ihm nicht sowohl um unmittelbaren Kunstgenuß zu thun, da er hiezu seinen Kunstsinn zu wenig geübt fand. Er suchte dort, was er überall gesucht hatte: Lebens- und Bildungs bereicherung; sein Ziel war, was es immer gewesen war: der Mensch und das Menschliche. „Außerdem“ — so äußerte er sich gegen den Freund — „daß es mir in der That mehr um den Lebensgenuß in einem milden Klima, und einer schönen reichen Natur zu thun ist, erwarte ich auch eine große Erweiterung meiner Menschenkenntniß aus dem Studium dieser Nation. Soviel ich sie jetzt kenne, muß sie mit und neben aller Cultur sehr viel ursprüngliche natürliche Menschheit zeigen, wenn gleich, da die sinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet scheinen, keine sehr hohe. Sie muß formloser sein als irgend eine andere Nation und daher äußerst zweckmäßig, gewisse

1) An Schiller S. 98.

Seiten der Menschheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin sehr mit den Alten übereinkommen, gleichsam ihr zurückgebliebener Schatten sein. Von dieser Seite greift sie so in Alles ein, was mich interessirt und beschäftigt, daß ich einer anschaulichen Kenntniß von ihr mit großem Verlangen entgegensehe.“ Die letzten Motive dieses Reiseprojectes waren somit keine anderen als diejenigen, welche seinen Studien zu Grunde lagen. Die italiänische Reise lag so gut wie die Beschäftigung mit den Alten, wie die Philosophie und die Naturwissenschaft, wie die Theilnahme an den Arbeiten unserer Dichter auf seinem allgemeinen Bildungswege. Dieselben Gesichtspunkte knüpften das Eine mit dem Anderen zusammen. Die Reise nach Italien war ebendeshalb nur Einer seiner Pläne. Er wollte überhaupt mit der Welt und den Menschen sich in die vielseitigste Berührung bringen. Seine Absicht war — und so hatte er es ja schon bisher gehalten — „nie einen festen Wohnort zu haben, sondern zwischen diesem und eigentlichen Reisen ein Mittel zu halten.“ Es war auch in ihm nicht wenig von jener durch wissenschaftliche Zwecke geadelten Wander- und Weltlust, von jenem modernen Entdeckungs- und Abenteuersinn seines Bruders. Nur daß Er dabei mehr die eigne Bildung als die Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaft im Auge hatte. Wie ihn ein unersättlicher Wissensdurst, die Begierde „so viel als möglich zu sehen, zu wissen und zu prüfen“ an den Schreibpult fesselte, so trieb sie ihn über die Bücher hinaus, „der Menschen Städte“ zu sehn, ihren „Sinn und Sitte“ kennen zu lernen.

Aber Italien freilich lag weit; noch Manches lagerte sich vor die beabsichtigte Reise. Vorerst die Krankheit seiner Mutter. Wie seine Arbeitspläne, so verschob und derangirte dieselbe seine Reise- und Aufenthaltsprojecte. Nur um so stärker meldete sich die Lust zum Reisen. Er bedurfte es, sich von dem Druck seiner Berliner Situation zu erholen.¹⁾ Auch mit der Erholung indeß ließ sich ein höherer Zweck verbinden. Eine von Berlin aus intendirte Badereise verwandelte sich durch einen plötzlichen Entschluß in eine größere Excursion.²⁾ Es reizte ihn, jetzt noch, bevor er das Vaterland auf längere Zeit

1) Schiller an Körner III. 355.

2) An Wolf, G. W. V. 165; Schiller an Körner III. 343.

verließe, das nördliche Deutschland mitzunehmen, wohin er später nicht mehr zu gelangen hoffen durfte. Es reizte ihn der Wunsch, in diesen Gegenden eine Anzahl Menschen zu sehn und wiederzusehn, die ihm persönlich anziehend waren. Er wollte Jacobi, der sich jetzt in Wandsbeck aufhielt, noch einmal die Hand drücken. Er wollte Voß in Gütin kennen lernen, Voß, den Dichter, den Uebersetzer, den Kenner der Alten, den Freund J. N. Wolf's. In Gütin hoffte er auch Stolberg, er hoffte Klopstock und Claudius, und wie Viele sonst noch zu finden! Statt über Dresden nach Karlsbad reiste er daher am 4. August 1796 mit Frau und Kind über Stralsund nach Rügen, von da über Rostock und Lübeck nach Gütin, von Gütin nach Hamburg. Vor Allem auf Voß hatte er sich gefreut, und seine Erwartung ward nicht betrogen. Er fand den Dichter der Luise „feiner, zarter, poetischer“ als er ihn sich vorgestellt hatte. Was aber nicht fehlen konnte: den vortheilhaftesten Eindruck machte auf ihn Vossens's Charakter und häusliches Leben; wie Jeder, der dem wackeren Holsteiner nahe kam, rühmte er, wie brav und edel und wie daneben in hohem Grade liebenswürdig er sei.¹⁾

Anfang September war Humboldt von seinem Ausfluge wieder zurück. Er verließ endlich in den letzten Tagen des October Berlin und kam über Halle nach Jena, wohin er seine Familie vorausgeschickt hatte, ohne daß sich in dem aussichtslosen Zustande seiner Mutter etwas geändert hatte. Nur wenige Wochen war er indeß in Jena gewesen, als ihm, am 20. November, eine Stafette die Nachricht von ihrem Hinscheiden brachte. Es war doch ein epochemachendes Ereigniß für sein inneres wie für sein äußeres Leben. Unwillkürlich verweilte er mit seinen Gedanken bei der letzten trüben Periode, trübe auch deshalb, weil ihn bei eigenen kleinen Leiden überdies die anhaltende Kränklichkeit seiner Frau bekümmerte. Erinnerungen der Vergangenheit, Betrachtungen über sich und seine Pläne drängten sich ihm auf. Mehr als je fand er sich, bei seiner Neigung, Alles innerlich zu wenden, in der Stimmung, Rechenschaft mit sich selbst abzuhalten. Mit einer Art von Schaam — so lauten seine Ge-

1) Humboldt an Wolf, bei Barnhagen, Denkwürdigkeiten V. 147 ff. Der Herausgeber von Humboldt's G. W. hat es nicht der Mühe werth gefunden, den angezogenen Brief, Humboldt's Reisebericht an Wolf, wiederzugeben.

ständnisse an Wolf — blickte er auf sich und seine zuletzt vergangenen Jahre zurück. Er fand, daß es ihm bei seinen Arbeiten zwar nicht an Eifer und Unverdroßtheit, desto mehr aber an Methode gefehlt habe. Er zog den Schluß, daß er vor Allem fortfahren müsse, allererst an sich selbst zu arbeiten, um nicht, was seine individuellen Fehler seien, auf die Gegenstände zu übertragen. Er glaubte weiter, bei dieser Selbstprüfung zu entdecken, daß er weder zu historisch-kritischen Arbeiten, noch zu philosophisch-analytischen taue. „Wenn ich,“ so fügte er hinzu, „zu irgend etwas mehr Anlage als die Allermeisten besitze, so ist es zu einem Verbinden sonst gewöhnlich als getrennt angesehener Dinge, einem Zusammennehmen mehrerer Seiten und dem Entdecken der Einheit in einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen.“¹⁾ Und sofort nun verschmolzen hiermit seine Reisepläne. Der Tod seiner Mutter verbesserte auch seine äußere Lage wesentlich; nun erst konnte er ernstlich an die Ausführung seiner weitsehenden Projecte denken.²⁾ In der Combination und Synthese erblickte er seine eigentliche Stärke; seine äußere Lage andrerseits erlaubte ihm, mehr als Andre von der Welt zu sehen. „Individuelle Charakteristik,“ so schloß er, werde also das Feld sein, auf dem er zu arbeiten habe, oder, noch näher bestimmt: „Kenntniß und Beurtheilung des menschlichen Charakters in seinen verschiedenen Formen.“ In diesem Bezirke lag bereits die „Charakteristik unserer Zeit,“ mit der er sich trug. Er formulirte gleichzeitig, wie wir schon früher hörten, die ganze Aufgabe zu dem Projecte einer „vergleichenden Anthropologie“ d. h. er gab dem Thema einer „empirisch-philosophischen Menschenkenntniß“ eine Wendung, wodurch es in enge Beziehung zu seinen Reiseplänen kam. Denn, so wie man in der vergleichenden Anatomie die physische Organisation der Menschen und der Thiere mit einander zu vergleichen pflege, so gedanke er die Verschiedenheit der geistigen Organisation verschiedener Menschenklassen und Individuen gegeneinanderzustellen. Seine Reisepläne, es ist klar, influenzirten seine literarischen Projecte: seine wissenschaftlichen Tendenzen, umgekehrt, gaben jenen einen bestimmteren Zweck und einen concreteren Inhalt.

1) G. W. V. S. 173 ff.

2) Schiller an Körner III. 390.

In diesem Sinne nun wurde der Gedanke der italiänischen Reise unverwandt in's Auge gefaßt. Göthe mußte ihn mit Büchern, Wolf sollte ihn mit Notizen, Empfehlungen, Aufträgen versehen. Mit philologischer Gründlichkeit bereitete er sich auf das Studium Italiens vor. Nichts von der neuen Weltmasse, die ihm dort entgegentreten werde, wollte er sich entschlüpfen lassen; auf Alles wollte er gerüstet sein: auf die italiänische Kunst, auf das italiänische Land, auf die italiänischen Menschen. Auf dem Boden des neuen wollte er sich an die Schicksale des alten Italien erinnern: — er erbat sich von Wolf Auskunft über das Studium einer vergleichenden Topographie von Rom und Italien. In dem Lande, in welchem der Humanismus zuerst wiedererstande war, wo an den geflüchteten oder geretteten Resten des griechischen und römischen Alterthums der Geist der neuen Philologie sich entzündet hatte, wollte er die Studien von Burgörner und Auleben fortsetzen: — er erbat sich Anweisung, nach welchen Codices in den Bibliotheken, nach welchen Alterthümern er in den Museen zu suchen habe. Er verfaß sich endlich mit einer Liste aller dortigen Celebritäten; denn — so schreibt er an Wolf — „ich möchte gern Italien sehr kennen lernen und Niemanden, der auch nur halb interessant sein kann, unbesucht lassen.“ Eine mündliche Besprechung mit Wolf, zugleich mit dem Ausbruch von Jena immer wieder aufgeschoben, wird endlich doch noch vor sich gegangen sein. Ueber Halle wird er, zu Ende April, nach Berlin gegangen sein, wo ihn noch Wochen lang die Ordnung seiner persönlichen Angelegenheiten und eine Menge durch den Tod der Mutter ihm aufgeladener Geschäfte fesselte. Zugleich aber wurde hier der Plan der Reise festgesetzt und der wünschenswertheste Begleiter gewonnen. Ueber Dresden und Wien, durch die Schweiz wollte die ganze Familie sich erst nach Italien, dann nach Frankreich begeben. Auch Alexander von Humboldt wollte von der Gesellschaft sein.

Man traf sich in Dresden. Bis in den Juli verlängert, galt auch dieser Aufenthalt noch der Abwicklung der Familiengeschäfte. Er galt außerdem noch ganz denselben Interessen, welche Humboldt in Jena verfolgt hatte. War doch Körner und die Körner'sche Familie wie eine Kolonie der Familie Schiller's. Beide Humboldt's verkehrten auf's Intimste mit dem Körner'schen Hause, und zwischen den beiden Freunden Schiller's gab es alte und neue Beziehungen in Menge.

Körner nahm den lebhaftesten Antheil an den Arbeiten, Plänen und Ideen Humboldt's. Zwei mehr kritische als productive Naturen und zwei Planmacher waren beisammen: sie machten gemeinschaftlich den Plan eines gemeinschaftlichen kritisch-literarischen Werks. Immer wieder vor allen Dingen trafen ihre Gespräche auf Schiller zusammen. Es hatte immer bei aller wesentlichen Uebereinstimmung über diese Angelegenheit, die beiden zugleich eine Herzensangelegenheit war, einzelne kleine Meinungsverschiedenheiten gegeben. Es gab deren auch jetzt. Humboldt war noch immer der Ansicht, daß Schiller den Wallenstein in Prosa schreiben solle; Körner wünschte ihn in Versen geschrieben. Und während man über ein Werk debattirte, welches nur erst im Werden begriffen war, gaben Schiller's Briefe und die neuesten Erzeugnisse seiner Muse frischen Stoff zu Streit und Theilnahme. Das köstliche Vorspiel wenigstens zum Wallenstein war fertig geworden und gab Körner'n, der für die Jamben stritt, schon mehr als zur Hälfte Recht. Auf eine ganz neue Probe aber hatte Schiller sein Talent zum Besten der Ausstattung des nächstjährigen Almanachs gestellt. Im Wettkampf mit Göthe hatte er das Nadowessische Lied und einen ganzen Kranz von Balladen gedichtet. Da war nun des Gesprächs über den Umfang und die Bestimmung des Schiller'schen Dichtergenies, über die Wahl des Stoffs, über die Art der Behandlung, über den Unterschied des Schiller'schen und Bürger'schen Balladentons kein Ende. Da suchte sich Jeder sein Lieblingsstück. Körner mußte die Todtenklage gegen Humboldt vertheidigen, dem sie „einen Schauer erweckte.“ Jener wieder rügte an den Kranichen des Ibylus eine gewisse Trockenheit des Stoffs, während dieser hingerissen war von einem Gedicht, aus dem ihm die Töne seines Aeschylus entgegenklangen und das ihm in epischer Ausführung dieselbe Idee vergegenwärtigte, die er in philosophisch-didaktischer in der Macht des Gefanges und in den Künstlern gefunden hatte. Der Gang nach dem Eisenhammer war Jenem eins der liebsten Stücke; ihn reizte die nordische Frömmigkeit Fridolin's, welcher Humboldt schlechterdings keinen Geschmack abgewinnen konnte.¹⁾ Hier überhaupt differirten die Freunde. Denn auch Humboldt's Beitrag

1) Schiller-Körner'scher Briefwechsel IV. 109, Schiller-Göthe'scher Briefwechsel III. 174.

für den Musenalmanach von 1798, die Uebersetzung eines Fragments aus Pindar's zehnter Nemeischer Ode,¹⁾ wußte Körner nicht zu goutiren. Jenem ging nichts über das Griechische, und unter dem Griechischen nichts über Pindar. Dieser fand sich durch die „mythologische Aristokratie des Stoffs“ beleidigt; echt griechisch war ihm noch nicht ohne Weiteres echt menschlich, und bei seinem Urtheil über das echt Menschliche war doch zuweilen und ein wenig der deutsche Philister im Spiel.

Wie dem sei: in Gespräch und Umgang hatten sich Beide von Herzen lieb gewonnen. Nur ungern verließen die Humboldt's Dresden. Anfang August war man in Wien. Noch immer war die Absicht, von hier nach Italien, von Italien nach Frankreich zu gehn. Allein Italien war nicht mehr jenes Italien, in welchem Göthe in ungestörtestem Kunst- und Naturgenuß hatte schwelgen dürfen. Es war der Schauplatz des Krieges geworden. Von dem Lärm der Waffen ertönte die ganze nördliche Halbinsel wie in den Tagen Hannibal's und wie in den Tagen Franz' I. Von Sieg zu Sieg flogen die französischen Adler. Wie ein Dictator schaltete der siegreiche Bonaparte und dictirte den italiänischen Staaten das Gesetz der Republik. Die Kriegsmacht Oesterreichs war dem Feldherrn der Republik erlegen; seine Räubersucht scheute nicht vor der Würde des heiligen Stuhls, seine Raubgier nicht vor dem ehrwürdigen Alter der Denkmäler der Kunst zurück. Unter solchen Umständen war es weder erfreulich noch sicher, den italiänischen Boden zu betreten. Die beunruhigendsten Nachrichten von den Gräueln des Krieges und von der Unsicherheit der Wege drangen täglich nach Wien. Man mußte sich entschließen, für jetzt diese Gegenden aufzugeben, und fand sich am leichtesten in diesen Entschluß, wenn man den ursprünglichen Plan einfach umkehrte. Der Staatsstreich vom 18. Fructidor hatte zwar die Regierung Frankreichs von Neuem jacobinisiert; aber doch konnte der Zustand des Landes und der Hauptstadt fortan für gesicherter gelten, als er es unter der ohnmächtigen Autorität der gestürzten Directoren gewesen war. Ueberdies stand der Abschluß des Friedens zwischen Oesterreich und Frankreich bevor; er kam am 17. October auf dem Schlosse von Campo Formio zu Stande.

1) Dervollständig findet sich diese Uebersetzung in den G. W. II. 343 ff.

Schon vor diesem Datum waren Humboldt's von Wien abgereist. In Salzburg trennte sich Alexander von der Familie. Dieselbe war Ende October in München und wandte sich von hier aus nach Basel. Göthe, gleichfalls auf einer Reise nach dem Süden begriffen und gleichfalls durch die Kriegseignisse von weiterem Vordringen abgehalten, hatte gehofft, dem Freunde in der Schweiz zu begegnen. Allein Humboldt traf ihn nicht mehr. Die Nachrichten, die er in Basel über die Pariser Zustände einzog, bestimmten seinen Entschluß, und überhoben ihn, den Winter über in der Schweiz zuzubringen. Nur nach Zürich ward eine Excursion unternommen; wahrscheinlich schon im November war man wohlbehalten in der französischen Hauptstadt angelangt.¹⁾

Während all' dieser Zeit und bis tief in seinen Pariser Aufenthalt hinein beschäftigten indeß den Reisenden mehr die alten als die neuen Eindrücke. In den Bibliotheken von Wien wie von Paris suchte er emsig nach kritischem Material für seinen Pinbar; inmitten der lärmenden französischen Hauptstadt wußte er sich eine Studienruhe wie die in Auleben zu schaffen, las er, am „deutsch-häuslichen“ Theetisch, mit seiner Frau den griechischen Homer. Wie die griechische, so beschäftigte ihn die deutsche Dichtung; je ferner ihm die Freunde von Jena und Weimar waren, desto fester umgab er sich mit dem Geiste ihres Denkens, Dichtens und Wirkens: er schrieb jenes Buch über Hermann und Dorothea. Wie aber in den Beschäftigungen der Heimath, so versuchte er im Gedankentausch mit den Freunden der Heimath fortzuleben. Wolf's bequemes Schweigen bekümmerte, aber ermüdete ihn nicht; am liebsten hätte er den philologischen Freund mit den Schätzen der Pariser Bibliothek ganz in seine Nähe gelockt. Ausführlich schrieb er von Zeit zu Zeit an Schiller und Körner. Bald rühmte sich der Eine, bald der Andere eines „großen Briefes“ von Humboldt, und aus allen sprach immer wieder die Sehnsucht nach ihrem Gespräch und Umgang. Nicht als ob es an Gespräch und Umgang in der belebten und redseligen Weltstadt gefehlt hätte. Durch die persönliche Liebenswürdigkeit und durch die geselligen Tugenden der Frau von Humboldt wurde das Humboldt'sche Haus in

1) An Wolf G. W. V. 199. 202. 203. Schiller-Göthe'scher Briefw. III. 277. 291. 318. Schiller-Körner'scher Briefw. IV. 50. 60. 64.

Paris, wie sie selbst an Rahel schreibt, zu einem „point de ralliement“ für Deutsche und Franzosen. Die Lust an Menschen ließ Humboldt selbst in zahlreiche Beziehungen treten. Ein so seltener Mann wie der Graf von Schlabrendorf mußte ihm das innigste Interesse abgewinnen. Gern begegnete er den alten Bekannten aus Berlin und Jena, Gustav von Brinkmann und Wilhelm von Burgsdorf. Zog ihn endlich von dem Pariser Wesen vor Allem „die Bewegung und Mannigfaltigkeit“ an, die in dem Ganzen herrsche, so ließ er sich doch, seiner Methode und seinen Grundsätzen gemäß, auch von dem Einzelnen nichts entgehen, was irgend in dem Ruf einer Celebrität stand. Nicht die politische, wohl aber die künstlerische und die gelehrte Welt zog ihn an. Die französischen Maler David und Forestier und junge Deutsche, wie Schick und Tieck, die hier ihre Studien machten, traten ihm und seinem Hause mehr oder weniger nahe. Wie unter Berufsgenossen mischte er sich in die Gesellschaft der Billoison und Millin, der Du Theil und St. Croix, der Corai und Chardon de la Rochette. Ferner standen ihm für jetzt die Repräsentanten der jungen französischen Literatur. Mit den Männern der Naturwissenschaft aber, den Lalande, Cuvier u. A. verband ihn ohne Zweifel sein Bruder Alexander. Denn seit dem Frühjahr 1798 hatte Paris die Brüder wieder vereinigt. Der Eine wenigstens war ihm als Ersatz für die zurückgelassene Heimath und die zurückgelassenen Freunde. Mehrere Monat wohnten die Brüder unter demselben Dache und genossen des ungestörtesten Zusammenseins. Erst im October mußten sie sich abermals trennen; Alexander dachte von Marseille aus nach Algier zu gehn, um von da, sobald die Verhältnisse es gestatteten, den Orient zu besuchen. Dieser Reiseplan mußte dann freilich bereits in Marseille geändert werden. Wie er anfangs festgestellt war, lockte er auch Wilhelm. Nur die Rücksicht auf seine Familie ließ ihn der Versuchung widerstehn, den Bruder zu begleiten.¹⁾

Eben jene Interessen inzwischen, die ihn aus dem fremden Weltleben immer wieder zu demjenigen zurückzogen, was ihm im Vaterlande das Liebste gewesen war, wurden zugleich zu dem Vehikel, das Neue zu ergreifen, in dem Sinne und zu dem Zwecke zu

1) An Wolf. G. W. V. 206. 207.

ergreifen, in dem er das Programm dieses neuen Stadiums seiner Bildung bei sich selbst festgesetzt hatte. Die Aesthetik und die Anthropologie wurden die Organe, mit denen er zunächst sah und beobachtete, gaben den Rahmen für die Ideen her, mit denen soviel neue Erfahrungen und Anschauungen ihn bereicherten. Es war seine Absicht, die französische Nationalität als diese eigenthümlich bestimmte Form des großen Bildes der Menschheit zu studiren. Ein Anderer nun würde sie nach ihrem öffentlichen Auftreten, nach ihrem politischen Verhalten beurtheilt; er würde sie an ihren Staatsmännern und Feldherrn studirt; er würde unmittelbar die sittlichen Zustände, die religiösen Gesinnungen des Volkes zu ergründen versucht haben; er würde die Einflüsse der Revolution in den Ansichten der Menge, in Sitten und Gewohnheiten, in ihrem alltäglichen Treiben und Leben verfolgt haben. Allein anders der Mitbegründer unserer klassischen Literaturepoche, der Genosse eines Volkes, dessen politischer Charakter darin bestand, statt eines politischen bloß einen literarischen Charakter zu haben. Fast ausschließlich an ihren ästhetischen Eigenthümlichkeiten studirt Humboldt die französische Nation als Nation. Im Theater macht er die Bekanntschaft der Franzosen; von dem Stil ihrer mimischen Kunst wagt er Schlüsse über ihre nationale Bestimmtheit überhaupt. Vom Theater und vom Ballet handelt der erste Brief, den er von Paris aus an Körner richtet;¹⁾ über das französische Theater schreibt er an Schiller;²⁾ einen Aufsatz über dasselbe Thema schickt er endlich an Göthe für dessen Propyläen ein.³⁾

Der französische Schauspieler — so urtheilt der feinsinnige Beobachter — spielt im Ganzen mehr die Leidenschaft als den Charakter; er zeigt dem Zuschauer mehr einen augenblicklichen Gemüthszustand; er läßt ihn weniger in das Innere seiner Seele und den Gang seiner Empfindungsart schauen. Die Darstellung verschiedener

1) Schiller-Körner IV. 69.

2) Schiller-Göthe'scher Briefw. IV. 140.

3) Möglicherweise zwar könnte dieser letztere Aufsatz, gleichfalls in Briefform, mit dem Datum: August 1799, — jetzt in den G. W. III. 142 ff. — eine bloße Zusammenstellung aus jenen früheren brieflichen Mittheilungen sein; daß indeß ein an Göthe gerichteter Brief vom Sommer 1799 wenigstens hauptsächlich dabei zu Grunde lag, glauben wir aus dem Brief Göthe's an Schiller V. Nr. 643 schließen zu dürfen.

Rollen ist daher wenig individuell nuancirt, sie folgt vielmehr gewissen wiederkehrenden Typen. Auch der Ausdruck der Leidenschaft aber ist weit mehr der physische der Natur als der höhere idealische. Nicht in ihrer inneren Gestalt, sondern in ihrer äußeren Erscheinung, nicht im Zusammenhang mit dem Ganzen der Seele, sondern als einzelne wird sie dargestellt. Das Spiel der Franzosen, mit Einem Wort, ist zu naturalistisch und zu wenig idealisch. Der Mensch, bloß als Mensch betrachtet, hat dabei einen kleineren Genuß, als eine gute deutsche Bühne gewährt. Der Künstler dahingegen einen desto größeren. Denn für jene Mängel entschädigt auf der anderen Seite das französische Spiel durch augenfällige Vorzüge. Je weniger die Natur von Innen heraus idealisirt wird, desto mehr wird ihr äußerlich der ganze Glanz der Kunst aufgeheftet. Wie überhaupt der Franzose in der Kunst mehr Kunstmanier, Regelmäßigkeit, Zierlichkeit und Symmetrie sucht, so insbesondere in der Theaterkunst. In diesem Sinne ist das Spiel der Franzosen immer ästhetisch. Es verbindet sich mit den verwandten Künsten. Man sieht in dem Schauspieler zugleich den Maler, den Bildhauer, den pantomimischen Tänzer; selbst derjenige Theil seines Spiels, der an sich nicht bedeutend ist, besitzt künstlerische Harmonie und Schönheit. An eine eigentliche Verschmelzung des Menschen mit dem Künstler ist bei ihm nicht zu denken: er sucht immer nur, und sucht mit Virtuosität eine Verbindung declamatorischer, musikalischer, mimischer und malerischer Schönheiten. Er ist gleichzeitig in Gefahr, auf der Einen Seite zu viel Natur, auf der anderen Seite zu viel Kunst zu zeigen, in Gefahr ebendeshalb, in's Manierirte und Uebertriebene zu verfallen. Um der deutschen Bühnenkunst zu geben, was ihr noch fehlt — sinnlichen Schwung und Glanz, ästhetische Form und Vollendung — ist daher nur ein Fortschreiten nöthig. Es ist dagegen nicht abzusehn, wie die französische Bühnenkunst zu dem gelangen könnte, was ihr abgeht, — zur echten Wahrheit der Natur, zu seelenvoller und idealischer Darstellung der Menschheit. Denn in dem, was Beide besitzen und was Beiden fehlt, spiegelt sich eben der Unterschied des deutschen und des französischen Wesens überhaupt. „Es geschieht,“ sagt Humboldt, „bei unserer Tragödie nicht genug für das Auge, nicht genug in ästhetischer und noch weniger in sinnlicher Rücksicht.“ Er würde jetzt nicht mehr den Wallenstein in Prosa geschrie-

ben wünschen. Gerade in der Versification erblickt er jetzt einen Schritt, um allmählig dasjenige zu erlangen, worin wir den Franzosen nachstehn. Warum aber stehen wir ihnen nach? Unsere deutsche Eigenthümlichkeit trägt die Schuld. Wir sind überhaupt nicht sinnlich genug ausgebildet; unser Ohr ist nicht musikalisch, unser Auge nicht malerisch genug. Wir geben zu wenig auf das Aeußere, weil wir mit Recht soviel auf das Innerliche geben. „Der Deutsche kennt, in Vergleichung mit dem Franzosen, weniger die Nothwendigkeit der Zeichen;“ er geht, statt dessen, „unmittelbar und unabhängig von denselben auf die Sache.“ Der Franzose befriedigt sich auch mit dem gewöhnlichsten Gedanken, sobald er nur in einem glücklichen Ausdruck auftritt: der Deutsche hascht gutmüthig immer gleich nach dem Sinn und verzeiht Dunkelheit und Incorrectheit, wenn nur sein Geist und sein Herz Befriedigung findet. Die französische Metaphysik sieht das ganze Geheimniß der Philosophie fast einzig in dem Einfluß der Zeichen auf die Begriffe: bei uns hat den ähnlichen Wahn nur die sogenannte Popularphilosophie gehegt. Geläufig und fertig ist die französische, stockend und mühsam die deutsche Rede. „Der Deutsche möchte unmittelbar mit seinem Geist und seiner Empfindung vernehmen, er möchte die Kluft überspringen, die Sein von Sein und Kraft von Kraft so trennt, daß sie sich nur durch vermittelnde Zeichen verständlich machen können.“ Was er fühlt und denkt, stellt sich dem Sprechenden wie dem Künstler nicht sogleich in gelingendem Ausdruck dar. Wir sind eine „gebärdenlose Nation.“ Wir haben „weniger Sprache“ als andre Nationen, und hätten uns doch „so viel mehr und Besseres zu sagen.“ Ebenso theilt der französische Acteur seine Fehler mit den Fehlern der französischen Dichter und der französischen Nation. Daß er nur Leidenschaft, fast niemals eigentlichen Charakter darstellt, ist die Schuld seiner Dichter, die auch nur Leidenschaft zeichnen und fast niemals lebendige Individuen. Es ist die Schuld der Philosophen, die fast nur mit dem logischen Theil ihrer Wissenschaft beschäftigt sind. Es ist die Schuld der Metaphysiker, die nie auf das zurückgehn, nie das anerkennen wollen, was ursprünglich und unerklärbar ist. Daß endlich die französischen Schauspieler oft manierirt sind, daß sie das Frappirende und Contrastirende suchen, — es ist die Schuld der ganzen Nation, die eben das will und oft selbst thut.

So wird von Humboldt die Summe ästhetischer Beobachtungen zu dem Capital „empirischer Menschenkenntniß“ geschlagen, so bildet die Aesthetik die Brücke zu dem Ziel der Nationalcharakteristik. Die Feinheit aber seines beobachtenden Blicks, die innige Durchdringung, in der bei ihm das künstlerische mit dem anthropologischen Interesse stand, führte ihn auf ein noch aparteres Gebiet, auf ein Gebiet, das man recht eigentlich als den schmalen Grenzrain zwischen der Philosophie der Kunst und jener empirisch-philosophischen Menschenkenntniß betrachten möchte, deren Begriff nach Humboldt's Auffassung sich aus Transcendentalphilosophie, anthropologischer Naturkunde und Geschichtsphilosophie zusammensetzte. Wir wissen von dem großen englischen Philosophen Bacon, daß er sich als Knabe mit Speculationen über die Taschenspielerkunst, als Jüngling mit Statistik und Diplomatie abgab, und man begreift ohne Mühe den Reiz, welchen diese undisciplinirten und abgelegenen Wissenschaften für einen Geist haben konnten, der, als er gereift war, das *Novum Organon* und die Schrift *De augmentis scientiarum* schuf. In ähnlicher Weise wandte sich Humboldt zu Grübeleien über die Physiognomik. Er suchte in dieser einen Augenblick, was er später in der Sprachwissenschaft fand, so wie Bacon die Principien der Deciffirkunst studirte, ehe er die Methode lehrte, durch welche die Schrift der Natur zu entziffern sei. Es war ein Interesse der Zeit, das Resultat jener halb aufklärerischen halb sentimentalnen Neugier nach dem, was im Menschen stecke, von welchem Humboldt dabei berührt war, — ein Nachklang seiner Bekanntschaft und seiner Unterredungen mit dem Propheten von Zürich. In die Enge dieses Interesses versammelte er, in experimentirendem Spiele gleichsam, alle wissenschaftlichen Gesichtspunkte und alle Bildungsmotive, von denen er bewegt war. Wie aus einem verkleinernden Spiegel, nur um desto klarer aber und schärfer, treten uns dieselben aus den Briefen entgegen, die er, wahrscheinlich nur wenig später als jene Reflexionen über das französische Theater, über das *Musée des petits Augustins* an Göthe schrieb.¹⁾

1) In den G. W. V, 363 ff. Daß diese Briefe an Göthe gerichtet waren, erhellt aus S. 367. Die obige Zeitbestimmung folgern wir aus S. 376, woselbst zehn Jahre seit dem Beginn der Revolution gezählt werden, und aus S. 399, wonach der Verfasser kurz vor seiner spanischen Reise schrieb.

In dem Kloster der kleinen Augustiner nämlich waren alle vor der Zerstörung in der Revolutionszeit geretteten, bisher an verschiedenen Orten der Hauptstadt zerstreuten Kunstwerke zusammengebracht und in chronologischer Ordnung aufgestellt worden. Hier also ließ sich die Geschichte der bildenden Kunst in Frankreich studiren. Allein diese Kunstwerke waren zum größten Theil zugleich historische Monumente. Der Reihe nach enthielten die Säle des Klosters die Statuen, Büsten und Reliefs vieler der merkwürdigsten Menschen Frankreichs von Chlodwig's bis zu Ludwig's XV. Zeiten. Der Beschauer fand also zugleich eine Gallerie von Bildnissen zur Geschichte des Landes; durch den Anblick der Gestalt und Miene bedeutender Persönlichkeiten belebte sich ihm das Bild vergangener Jahrhunderte. Wohl war dies eine würdige Studie für denjenigen, welcher auf historischem, naturhistorischem und philosophischem Wege dem „Bilde der Menschheit“ nachforschen, der aus der Zusammenstellung der Charakterformen der verschiedenen Nationen und Jahrhunderte eine „vergleichende Anthropologie“ vorbereitete. Er hatte es hier mit Kunstwerken zu thun. Er fand also ein seiner ästhetischen Auffassungsweise im Voraus angepaßtes Material, zu Begriffen ein anschauliches Bild, und die Möglichkeit, ja die Aufforderung, von Bild und Anschauung wieder zu Begriffen aufzusteigen. Es waren andererseits Bildnisse von Menschen. Wie er stets bemüht gewesen war, sich die Physiognomien interessanter Persönlichkeiten einzuprägen, wie es ihm ein ergötzliches Schauspiel war, auf der Straße, wenn die Wachparade an ihm vorbeimarschirte, wenn er sich in einer dichten Volksmasse befand, die Gesichtszüge der Menschen zu studiren, so konnte er hier menschliche Bildungen aus einer langen Folge von Zeiten und Geschlechtern an sich vorüberziehen lassen. Vorzugsweise in physiognomischer Rücksicht durchwanderte er daher jene Säle. Er betrachtete die einzelnen Köpfe, studirte ihren Charakter in ihren Zügen, verglich sie in mannigfacher Weise, suchte jetzt in der Mannigfaltigkeit der Zeiten das Allgemeine der Nation, jetzt hierin die Verschiedenheit der Jahrhunderte auf.

Gerade dies nämlich war es, worin er den wahren Sinn und Werth der Physiognomik erblickte. Er dachte über die Physiognomik, wie sie Lavater betrieben hatte, nicht besser als der Verfasser des „Fragments von Schwänzen.“ Es ist auch nach seiner Ansicht so

thörlich wie verwegend, die Gesichtsbildung als „moralische Hieroglyphen“ zu behandeln, die zuverlässige und deutliche Sprache der Handlungen und der Reden gegen die zweideutige und dunkle einiger so oder anders gekrümmter Umrisse zu vertauschen. Aber es giebt eine andre, eine echte Physiognomik. So zweckwidrig wie dieselbe für die Bedürfnisse der gewöhnlichen Menschenkenntniß ist, so unentbehrlich ist sie für die höhere. Es ist wahr, sie ist im Grunde ein bloßer „Luxus des menschlichen Verstandes.“ Von hohem Werthe nichts desto weniger für zwei Klassen von Menschen: für den Philosophen und für den Künstler. Denn der Philosoph ist verpflichtet, den Menschen bis in seine kleinsten Seiten hinein zu studiren und noch „auf die Feinheiten der Feinheiten“ zu achten. Er orientirt sich an der Physiognomie über den allgemeinen Ort, an den ein Individuum zu stellen ist, er empfängt nachträglich durch die Aufmerksamkeit auf das individuell Bestimmte ein Correctiv für sein abstractbegriffliches Erkennen. Der Künstler wiederum wird durch das Studium der echten Physiognomik vor Fehlern bewahrt, die nur zu häufig in allen Künsten begangen werden und die ebensoviel Verstöße gegen die Wahrheit und den Reichthum der Natur sind. Der Maler z. B. wird alsdann vermeiden lernen, unzusammengehörige Züge in Einer Physiognomie, unzusammengehörige Physiognomien in Einem Bilde zusammenzustellen. Er wird lernen, die Miene von der Physiognomie, die augenblickliche von der habituellen Lage der Gesichtszüge zu unterscheiden. Er wird lernen, Mannigfaltigkeit in verschiedenen und Naturcharakter in jeder einzelnen Physiognomie darzustellen. Soll aber die Physiognomik diesem zwiefachen Zwecke wirklich dienen, so muß sie ganz in das Feld der Naturbeobachtung hinübergezogen werden. Als reine Naturformen also sind die Gesichtsbildungen zu betrachten, und die Aufgabe der Physiognomik besteht in der Beantwortung der Frage: wie verfährt die Natur bei Bildung derjenigen menschlichen Formen, welche die innere allgemeine Organisation gleichgültig läßt? Schon hieraus folgt, daß der Physiognom verzichten muß, Gesetze aufzustellen. Er kennt nur „Typen,“ d. h. gewisse wiederkehrende Formen, die sich beobachten, aber nicht aus Begriffen als nothwendig ableiten lassen.

Dieser Theorie gemäß sind sofort die Bemerkungen des Briefstellers über die Denkmäler des Museums. Indem er überall

auf den „Typus“ der Physiognomien und auf dessen Stätigkeit oder Wandelung durch die Geschlechter und die Jahrhunderte hindurch aufmerksam ist, macht er eine Reihe von Bemerkungen, die ebenso fein und lehrreich sind, als Lavater's Glossen in der Regel wüßt und nutzlos sind. Er zieht Parallelen zwischen dem physiognomischen Typus einer Zeit und dem Charakter der gleichzeitigen Dichtung. Er freut sich der Beobachtung, wie „zu derselben Zeit die Kunst einen bedeutenden Fortschritt gewinnt, da auch die Menschheit selbst einen höheren und edleren Ausdruck erhält.“ Er freut sich noch mehr an dem Resultat seiner Beobachtungen, daß die fortschreitende geistige und moralische Veredlung unsres Geschlechts sichtbar auch eine Veredlung der Menschengestalt, in ihren festen Zügen sowohl wie in ihrem beweglichen Mienenspiel mit sich bringt.

Nicht blos indeß durch das Medium der Aesthetik, nicht blos in Theatern, Museen und Bildergallerien verfolgte Humboldt seine anthropologischen Tendenzen. Nicht blos Kunststudien, sondern auch eigentliche Reifestudien machte er. Auch die wirkliche Natur und die Menschen faßte er achtsam und sinnig in's Auge. Wie reizte ihn gleich die Eigenthümlichkeit von Wien, die humoristische Leichtigkeit, die fröhliche Lebelust der dortigen Bevölkerung! Wie angesprochen fand er sich von dem bayrischen Volkscharakter! Wie war er gleich bei der Hand, das süddeutsche mit dem norddeutschen Wesen zu vergleichen und über den Einfluß zu reflectiren, den es auf die Bildung des deutschen Geistes überhaupt gehabt haben würde, wenn die Cultur unserer Sprache und Literatur von dem Süden statt von dem Norden Deutschlands ausgegangen wäre!¹⁾ Seine Briefe an die Freunde daheim enthielten vorzugsweise Kunstnotizen und Kunstreflexionen; von ihm sind auch die Mittheilungen über Forestier's Methode, die Malerei zu lehren und über zwei Gemälde von David und Gerard, die unter den Miscellen der Propyläen einen Platz fanden.²⁾ Allein gelegentlich berichtete er doch auch über Dinge, wie die philanthropischen Anstalten des bayrischen Ministers Rumford, das Salzbergwerk bei Berchtholdsgaden, die socialen Zustände der französischen

1) An Wolf V. 193 ff. und an Schiller aus München; s. Schiller-Göthe'scher Briefwechsel III. 318.

2) Dasselbst III. 1. S. 110 ff.

Hauptstadt unter dem Einfluß der neuen Freiheit u. dgl. m.¹⁾ Je mehr er mit der Außenwelt in Berührung kam, desto mehr regte sich sein universalistisches Interesse an den Dingen; je länger er in der Fremde war, desto mehr wurde er zum Reisenden.

Er war es ganz auf einer Reise, die er im Spätsommer 1799 von Paris aus nach Spanien unternahm. Denn Italien hatte er endlich aufgeben müssen; es blieb durch den wieder ausgebrochenen Krieg gesperrt. Um doch irgend eine südliche Nation zu sehen, wie er an Wolf schreibt, und weil er nicht hoffen könne, Spanien wieder so nahe zu kommen wie in Paris, entschloß er sich, statt über die Alpen, über die Pyrenäen zu gehen. Begleitet von seiner Familie und noch einem Reisegefährten verließ er im Spätsommer, und zwar frühestens Ende August, Paris. Seine Frau hatte anfangs mit den Kindern in den Pyrenäen zurückbleiben sollen. Sie folgte ihm jetzt, um die Reise durch die ganze Halbinsel mitzumachen. Ueber Bayonne gelangte man nach St. Jean de Luz am Golf von Biscaya, um sofort den Grenzfluß zwischen Frankreich und Spanien, die Bidassoa, zu überschreiten. Durch die biscayahischen Landschaften Guipuzcoa und Alava wandte man sich von Vittoria, der Hauptstadt von Alava, den Ufern des Ebro zu und eilte durch die dürren Fluren Castiliens nach Madrid. Bibliotheken und Bildersäle der Hauptstadt forderten hier einen längeren Aufenthalt; erst in den letzten Tagen des Jahres verließ man Madrid, um sich noch südlicher zu wenden und bei Cadix das Meer wiederzusehn. Die Absicht, auch Lissabon zu besuchen, ward fallen gelassen. Von Cadix führte der Weg die Reisenden wieder nordwärts durch das alte Baetica, über Sevilla und durch die Sierra Morena. In den Fluren von Valencia kam man an „Italica's klagenden Trümmern,“ und den Resten des alten Sagunt, dem heutigen Murviedro, vorbei. Von Barcelona aus ward in den letzten Tagen des März 1800 ein Ausflug nach dem Montserrat unternommen. Durch die Ebenen und Berge Cataloniens wandte man sich wieder den Pyrenäen zu. Bereits Ende April war man wieder in Paris angelangt.²⁾

1) Schiller-Göthe a. a. D., Schiller-Körner IV. 64.

2) An Wolf V. 216. Einige Abweichungen unseres Textes von den Angaben bei Schlegel II. 31 — 36. beruhen auf dem Brief an Wolf, Madrid

Auf dieser Reise nun waren allererst alle jene Reisezwecke zu ihrem vollen Rechte gekommen, um deren willen Humboldt überhaupt das Vaterland verlassen hatte. Er hatte die Bibliothek des Escorial nicht versäumt. Er hatte mit seiner Frau die Schätze der Malerei bewundert, welche Spaniens Hauptstadt verbirgt. Aber er hatte daneben für zahlreiche andere Interessen Platz. „Ich bekümmere mich,“ schrieb er von Madrid aus an Wolf, „um vielerlei, vielleicht nur zu viel Dinge.“ Waren es nun wirklich zu viel Dinge, so faßte sich dieses Zuviel doch zu einem einheitlichen Zweck zusammen, und hatte er diesen Zweck vor der Reise erfaßt, so ward er ihm nun erst, während derselben, vollkommen lebendig und gegenwärtig. Er wollte im weitesten Sinne des Worts „Menschen und Nationen kennen lernen.“ Es galt ihm, „sich von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen“ — einen Begriff, wie er nicht aus Büchern, sondern nur durch Sehen mit eigenen Augen gewonnen werden könne. Wie ihm die Bildnisse der französischen Könige die französische Geschichte illustriert hatten, so meinte er nun erst, nachdem er die spanischen Eselfreiber gesehen, eine Figur wie die des Sancho Pansa zu verstehen. Denn darauf gerade komme Alles an, „jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken.“ All sein Bestreben ging darauf, die Dinge rein auf sich wirken zu lassen und soviel Welt als möglich in sich einzufangen. Er bemühte sich, „blos herumzustreifen, Menschen zu sehen und zu sprechen, zu leben und zu genießen, jeden Eindruck ganz zu empfangen und den empfangenen zu bewahren.“ Er verband damit, um das Gegenwärtige sich noch lebendiger und noch verständlicher zu machen, die historische Betrachtung. „Ich bin daneben,“ schreibt er, „von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menschen immer erst in einer Folge von Zeiten vollständig ist.“ Er verband endlich damit das Studium der Literatur; er verglich mit dem, was er vor Augen sah, die Schriftsteller der Nation, „um wo möglich auch in

20. December 1799, V. 211, sowie darauf, daß wir die Erwähnung von Sargunt und Itatica in dem Gedicht „In der Sierra Morena“ (S. W. I. 379 ff.) für eine Anticipation halten. Leider ist dies Gedicht für den größeren Theil der Reise unsere einzige Quelle.

ihnen nichts vorbeizulassen, was charakteristisch sein könnte.“ Ein Verfahren, man sieht es, welches, nur auf breiterer Basis und auf größerer Fläche, dieselben Motive wieder spiegelt, die den früheren ästhetischen und physiognomischen Bemühungen zu Grunde lagen. Denn wiederum mit dem alten ästhetischen Sinn verlangt er auch hier Ergänzung des Begriffs durch die angeschaute Gegenwart der Sache, weil nur dadurch die höchsten und besten Kräfte des Menschen, „der tiefere Wahrheits- und Schönheitsinn“ befriedigt werden können. Es ist eben dieser ästhetische Gesichtspunkt, von dem aus er an den Reisenden die Forderung stellt, sich selbst von den Gegenständen „ein vollkommen individuelles Bild zu verschaffen“ und dieses Bild „wiederum Andern gleich vollständig und lebendig zu überliefern.“ Und angeknüpft wiederum wird diese Forderung an denselben höchsten Zweck, der ihm ausdrücklich bei jenen physiognomischen Studien vorschwebte. Wie sich dort dieser Zweck, elastisch wie er ist, ganz in's Enge zusammenzog, so dehnt er sich nun, vermöge dieser Elasticität, in's Weite aus. Jener höheren Menschenkenntniß, wie sie der Philosoph und der Künstler brauche, sollten die physiognomischen Speculationen dienen. Genau so die Bemühungen des Reisenden, die individuellen Gestalten, die echte Physiognomie gleichsam, der Natur und der Menschheit aufzufassen und wiederzugeben. Auch dabei handelt es sich in letzter Instanz um nichts Anderes als um „Kenntniß des Menschen in seiner größten Mannigfaltigkeit.“ Auch dies, meint er, werfe für die gewöhnliche, praktische Menschenkenntniß keinen Gewinn ab, wohl aber müsse ein solcher Versuch „dem Künstler und dem Menschen“ erwünscht sein, — „jenem, um sein Werk, diesem, um sich selbst zu bilden.“

Ganz aus seiner Seele heraus, ganz aus dem Mittelpunkt seiner Denkweise schöpfte Humboldt diesen Gesichtspunkt. Ganz zugleich in eines Andern Seele hinein dachte er zu schreiben, indem er so seinen eignen Gesichtspunkt entwickelte. Für Göthe hatte er das Museum der Augustiner beschrieben, für Göthe schrieb er nunmehr einen ausführlichen Bericht über die Excursion nach dem Montserrat nieder und begleitete denselben mit den nur eben von uns wiedergegebenen Reflexionen. Es war dieser Bericht nur ein vorläufiges Fragment einer ausführlicheren Reisebeschreibung, die er unmittelbar nach seiner Rückkunft nach Paris zu Papiere brachte und

die er drucken lassen wollte. Andere solche Fragmente besitzen wir in den „Reisefskizzen aus Biscaya.“ Wir entbehren leider noch immer der Berichte, die er schon während der Reise, wenigstens bis Madrid hin, an Göthe eingesandt hatte.¹⁾

Diese Bruchstücke nun sind sehr anmuthig zu lesen. Wenn man sie, wenn man die Theater- und die Museumsberichte mit der Schrift über Hermann und Dorothea oder mit den Horenaufsätzen vergleicht, so springt in die Augen, wie viel geschickter der Verfasser im Zeichnen individueller Bilder als im Entwickeln allgemeiner Begriffe ist. In der ungezwungensten Weise führen uns diese Bilder von Gegenstand zu Gegenstand, von Interesse zu Interesse. Wir bilden uns ein, selbst auf der Reise zu sein: so natürlich wechseln die Dinge und schließen sich in hunderter Folge immer gleich bereitwillig unsrer Aufmerksamkeit an. Wir stehen mit dem Reisebeschreiber am Gestade des Meeres und schauen dem ewig bewegten Spiel der Wogen zu; wir wenden uns mit ihm tiefer in's Land: die malerischen Ufer des Busens von Biscaya sind auch uns aus den Augen verschwunden. Wir haben die Grenze zweier Länder überschritten: es kann nicht fehlen, daß uns der Unterschied im Charakter der französischen Basken jenseits von den spanischen diesseits auffällt. Der Reisende horcht auf den eigenthümlichen Dialekt dieser Letzteren; ihm kann nicht entgehen, wie selbständig und eigenartig sie sich in jeder Hinsicht erhalten haben. Einen Mann, mit welchem Humboldt später in öffentlicher Wirksamkeit sich begegnen sollte, den Oberpräsidenten von Biscaya, interessirte es, zwei Jahre später, einer Landesversammlung-Junta der Provinz Biscaya beizuwohnen: auch Humboldt hat ein Auge für die politischen Eigenthümlichkeiten der Provinz. Die französischen Basken bewahren zwar auch durch Sprache, Sitte und Heimathsliebe eine gewisse Selbständigkeit, aber sie verlieren sich übrigens in der Masse der Nation; die Biscayer in Spanien dagegen sind gleichsam eine eigene Nation geblieben, sie regieren sich selbst,

1) Schiller an Körner im Briefwechsel IV. 191. Der Aufsatz über den Montserrat war zunächst für die Propyläen bestimmt (Göthe an Schiller und Schiller an Göthe im Briefwechsel V. 302. 303), erschien dann aber, da jene Zeitschrift nicht fortging, in Gaspari's und Vertuch's „allgemeinen geographischen Ephemeriden,“ März 1803. Er findet sich jetzt in den G. W. III. 173 ff.; ebenfalls, S. 213 ff., die „Reisefskizzen aus Biscaya.“

sie haben ihre eigenen Gesetze, ihre provinziellen Freiheiten, über deren Erhaltung sie eifersüchtig wachen. Solche Unterschiede erklären sich durch das verschiedene Schicksal der Einen und der Anderen. Eine historische Einzelerinnerung sofort knüpft sich an die kleine Insel, die den Namen der Fasaneninsel führt. Hier ward durch Mazarin der Pyrenäenfriede abgeschlossen, hier fand eine Zusammenkunft zwischen Heinrich IV. von Castilien und Ludwig XI. von Frankreich statt. Aber wir werden zurückgeführt zu der lebendigen Gegenwart, zu der schönen Natur von Guipuzcoa mit seinen lieblich in einander verschränkten Bergen und Thälern. Klar liegt die ganze Gebirgslandschaft vor uns. Wir sehen, wie sie bewachsen ist, wie sie bebaut und bewohnt wird. Das Landschaftsbild belebt sich. Dort werden von rüstigen Händen die harten Erdschollen mit der Laya bearbeitet; hier dringt das knarrende Pfeifen der Ochsenkarren und, vermischt damit, das Schellengeläut der Maulthierzüge in unsre Ohren. Endlich treten wir in die Stadt Vittoria ein. Wir haben Zeit, einige Gemälde in Kirchen und Privatsammlungen zu besehn; wir machen die Bekanntschaft eines gelehrten Geistlichen, des D. Lorenzo Tresumero, und dieser giebt uns Aufschlüsse über die Biskajische Sprache, über die statistischen Zustände, über die Alterthümer der Provinz. Eine Unterredung mit einem Mann des Volkes macht uns mit dem Charakter und der Denkweise der Nation, ihre Sprüchwörter machen uns mit ihren Sitten und Gewohnheiten, ihrem Sinn und ihren Anschauungen bekannt. Genug, in der bequemsten Weise werden wir vertraut mit Land und Leuten, und ungezwungen fließen hundert Züge zur Vervollständigung der ansprechendsten Charakteristik zusammen.

Und reizender noch und eindrucksvoller ist das Gemälde von dem Montserrat, dem inselartigen Berge mit seinem Kloster und seinen Einsiedeleien. Wir lernen ihn kennen, indem wir ihn besteigen. Indem wir schreiten, indem wir uns wenden, wechselt die Aussicht. Die Bilder einer großen und durchaus eigenthümlichen Natur, die uns vorgehalten werden, sind mit festen und klaren Strichen gezeichnet. Die schildernde Phantasie ist von der Bescheidenheit des Verstandes. Nicht prächtig und üppig, aber hell und wirkungsvoll ist das Colorit. Das unterscheidet diese Bilder von der farbenreichen Malerei, mit welcher uns Alexander von Humboldt die landschaftliche Natur der Tropengegenden vorzuführen verstanden hat.

Es ist hier, als ob der schauende Sinn und das empfindende Gemüth der Vermittelung der Phantasie entrathen könnte. Wie das Auge sieht, so ist das Gesehene auch schon genossen und empfunden und dem tiefsten Grunde des Gemüthes in einfacher Klarheit eingepägt. Es ist mehr Charakteristik als Malerei; man erkennt, daß der Zeichner den schärfsten Sinn für die Formen, keinen gleich scharfen für die Farben der Außenwelt hat. Er giebt jene bewundernswürdig naturtreu wieder, er entnimmt diese mehr aus der eigenen Empfindung als aus der Natur, die er darstellt.

Hier eben ist es, wo der ästhetische Realismus, zu dem Humboldt sich bekennt und dem er nachstrebt, seine Grenze hat. Die Naturschilderung ist die sicherste Probe des echt realistischen Sinns. Sie steht in den Humboldt'schen Reisebildern stets an zweiter Stelle; im Vordergrund dagegen die Darstellung des Menschlichen. Die Gestalten wiederum der Natur wie der Menschheit — wie sehr er sich bemüht, sie „wahr und lebendig zu sehen“ — reflectiren sich ihm stets in dem Elemente der Innerlichkeit, in dem Spiegel der Empfindung und der Intellectualität. Der inselförmige Berg bei Barcelona war ihm ein Symbol des abgeschlossenen menschlichen Zustandes, der auf demselben seinen Sitz hat. In dem Kloster und in den Einsiedeleien dieses Berges fand die Sehnsucht Befriedigung, mit sich und der Natur allein zu leben. Dieselbe Stimmung weckt die Humboldt'sche Beschreibung; sie führt, wie Schiller es ausdrückt, „den Leser aus der Welt heraus und in sich selbst hinein.“ Die Mysterien des menschlichen Lebens und Empfindens im Gewande religiöser Symbolik darzustellen, war der Plan jenes Göthe'schen Fragments, „die Geheimnisse.“ Einen „geistigen Montserrat“ nannte später der Dichter dies sein Gedicht. Er nannte es so in Beziehung auf den Humboldt'schen Aufsatz. Den Sinn jenes Gedichts nämlich hatte Humboldt erst recht zu verstehen und zu erleben gemeint, als er, dem Göthe'schen Pilgrer gleich, den Pfad zu dem Kloster des Montserrat emporstieg. Die Kreuze auf den nackten Felsspitzen des Berges erinnerten ihn an jenes Kreuzeszeichen,

„zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
zu dem viel tausend Herzen warm gelehrt;“

er empfand dort oben, wie zwischen der eigenen Denkweise und dem

frommen Aberglauben immer doch „der Mensch als Vermittler stehe,“
— nach der Göthe'schen Dichtung:

„Humanus heißt der Heilige, der Weise.“

In diesem Sinn verweilt seine Beschreibung des merkwürdigen Berges vorzugsweise bei der Darstellung des Einsiedlerlebens, dem er zum Asyl dient. Der Beschreiber fühlt selbst etwas von dem Charakter und der Stimmung in sich, die er an jenen Eremiten entdeckt. Es reizt ihn, das psychologische Phänomen, aus welchem die Wahl eines solchen Lebens entspringen, zu erklären, und er erklärt es, indem er sich ganz in die Gemüthszustände jener über die Eitelkeit der Welt Enttäuschten und aus deren Kausch Ernüchterten hineinsümt.

Nicht immer freilich fordern die Dinge selbst, wie in diesem Fall, dergleichen Betrachtungen gleichsam heraus. Es liegt Humboldt stets gleich nahe, ihnen eine solche Wendung zu geben. So übertritt er die Grenze, welche Frankreich von Spanien trennt, mit Reflexionen über das Verhältniß der geschichtlichen und der physischen Einflüsse, über die Uebermacht der moralischen Einwirkungen über die der Natur. So regt der Anblick des Meeres ein ganzes System von Gedanken in ihm auf. Er vergleicht die rastlose, den ganzen Erdkreis bedrohende Beweglichkeit des Oceans mit der ewigen Ruhe jener starren Massen, die er in den Pyrenäen vor Augen gehabt hatte. In Beidem erblickt er „die wüsten Elemente des Chaos, die Gestalten, in denen die Natur dem Menschen ihre Erhabenheit zeigt, in denen eine dunkle und unverstandne Kraft waltet und neben welchen jede geistige verstummt und verschwindet.“ Es giebt jedoch daneben eine Kraft des Lebens, einen überall gegenwärtigen Bildungstrieb: aus der Ritze des Felsens windet sich die Pflanze hervor, überall inmitten der Verwüstung regt sich lebendige Organisation. Und wie in der Natur, so ist es im Menschen. Auch in ihm streitet ein formloser Stoff, ein unbestimmtes Streben mit dem ordnenden Gedanken und der gestaltenden Anschauung. Es wäre, meint er, eine würdige Aufgabe für die dichterische Einbildungskraft, sich mit dem Gefühl dieser Analogie der menschlichen und der Naturkräfte zu durchdringen und von diesem Gesichtspunkt aus eine Kosmogonie zu schaffen. Die didaktische Dichtkunst könnte dadurch mit einem unbekanntem Muster bereichert werden. Es müßte darge-

stellt werden, wie überall der formlose Stoff sich mit dem Bildungs- triebe gattet; der Kampf und die Vereinigung der Schöpfungskräfte selbst müßte in einem großen kosmogonischen Bilde vorgeführt werden. Hielt Humboldt, indem er diese Reflexionen niederschrieb, Schiller für den Dichter, der einer solchen Aufgabe gewachsen sei? Gewiß wenigstens würde er Keinen lieber an dem gewaltigen Vorwurf sich versuchen gesehen haben. Erst als Schiller nicht mehr war, versuchte er sich selbst daran. Jene Gedankenreihe klingt hin und wieder an die Ideen der Horenaußsage an. Sie blieb ihm fortwährend gegenwärtig, und sie wurde ihm endlich lebendiger als je, als er aus dem Munde seines Bruders die Naturwunder der neuen Welt vernahm, welche dieser geschaut und durchforscht hatte. Acht Jahre nach der Abfassung des Aufsatzes über den Montferrat richtete er in Albano ein großes Gedicht an den aus America Zurückgekehrten. In die Begrüßung des Bruders verslocht er nun in einigen edlen Stanzas dieselben kosmogonischen Ideen, die er ehemals in Prosa angedeutet hatte.

Aber auch jetzt schon fanden diese, und nicht blos diese Ideen einen poetischen Ausdruck. Mehr als Alles ist ein während der spanischen Reise entstandenes Gedicht Zeugniß, wie sehr er fortwährend zur innerlichsten Auffassung der Außenwelt gestimmt, wie ihm die Natur in letzter Instanz immer nur ein „gefühlvolles Zeichen“ und ein Sinnbild des Geistigen war. Sehen wollte er die Dinge wie der Dichter von Hermann und Dorothea. Er dachte und dichtete über sie wie der Dichter des Spaziergangs. Es war während der spanischen Reise, in der Sierra Morena. Er erwartete die Geburt eines Sohnes.¹⁾ Da, zum ersten Male, fühlte er sich zu einem poetischen Versuche aufgelegt. Eine Wahl dabei hatte er nicht. Kein anderer Ton und keine andre Weise konnte ihm gelingen als die Schiller'sche. In Distichen, die in zahlreichen Wendungen und Bildern an Schiller's Elegie erinnern, begrüßte er im Voraus den Erwarteten. An Energie der Einbildungskraft zwar vermochte er mit Schiller nicht zu wetteifern; aber tiefer fast als dieser, tiefer, in der

1) Frau von Humboldt kam später in Paris mit einer Tochter nieder, Brief an Wolf vom 26. Mai 1800, G. W. V. 216. Hiernach scheinen die Angaben bei Schlesier II. 37 und II. 53 zu berichtigen.

That, als es dem Dichter erlaubt ist, stieg er in die Region des Gedankens und der von Ideen befruchteten Empfindung hinab. In die Form der Dichtung leitete er alle die Quellen hinein, von denen sein inneres Leben sich nährte; sein eigenstes Wesen, und dieses Wesen ganz und ohne Rückhalt sprach er aus. Wir haben sein Glaubensbekenntniß, die Summe seiner dermaligen Lebens- und Bildungsaufsichten vor uns.

Der bewegten Geschichte wie der Gestaltensfülle der Welt gegenüber verweist das Gedicht auf den Schatz, den der Mensch in seinem Busen bewahre. Losgerissen von der Hand der Natur — so zeichnet der Dichter das Bild der Gegenwart — hat der Mensch sich, im Kampf um die Freiheit, auf ein weites stürmisches Meer gewagt. Entweiht aber hat man die göttliche Freiheit. Feigheit und Unbedacht tragen die Schuld, daß das edelste Ziel nicht erreicht ward. Es gilt „in der Nacht des tiefaufwogenden Meeres“ den sicher leitenden Polarstern zu ergreifen. Es gilt, mit achtsamem Sinn auf die Stimme der Gottheit zu merken. Sie tönt den Menschen in der eigenen Brust. Und eben dort ist der Schlüssel zum Verständniß des gestaltenreichen, von zahllosen Kräften durchwirkten Alls der Natur. Es kommt darauf an, sich von innen heraus zur Harmonie mit der Harmonie der Welten zu stimmen:

„Willst Du ihn finden, den Punkt, auf den Du mit Sicherheit tretend,
Leicht Dich, wohin Du nur willst, rechtshin und linkshin bewegst,
Wo Dein forschender Geist, stets schweifend weiter und weiter
Endlich die Räume sie all, all' die unendlichen mißt,
Wo Du Dich selbst umschaffst nach des Alls unendlichem Urbild,
Nings versammelnd in Dir, was zu erfassen Du magst:
Sieh! er ruhet in Dir! In Dich versenke die Kräfte,
Welche, göttlich und frei, reichlich Dein Busen bewahrt!“

Zwiefach daher ist die Aufgabe der Bildung zu echtem und edlem menschlichen Dasein. Mit allen Vermögen des Geistes dränge sich der Mensch an die Natur und suche fest in ihr zu wurzeln: das Empfangene sofort suche er mit dem Hauche seines inneren Lebens zu beseelen und neu zu gestalten,

„Daß, in der einsamen Brust, befruchtet von zengender Fülle,
Stets die empfundne Natur neu sich gestalte in Dir.“

Dies ist die Bildungsweise, welche stark zu jeder That, empfänglich für jeden Genuß macht. Heiter, und ohne ängstlich die Bahn des

Lebens lenken zu wollen, erwartet man alsdann die Gunst des Schicksals, nimmt, was der Zufall bietet und verschmäht keine von den Blüthen des Lebens;

„Dem wer die meisten Gestalten der vielfach umwohneten Erde,
Die er vergleichend erfah, trägt im bewegenden Sinn,
Wem sie die glühende Brust mit der fruchtbarsten Fülle durchwirken,
Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geschöpft.“

Das war, in dichterischem Ausdruck, dieselbe Gesinnung und dieselbe Empfindungsweise, die Humboldt commentirend aus dem Göthe'schen Epos herausgelesen hatte. Sie sprach sich lebhaft gleich in dem ersten langen Briefe aus, welchen Schiller von dem Freunde aus Paris erhielt. „Es ist“ schrieb Schiller nach Empfang dieses Briefes, „mit einer gewissen Art zu philosophiren und zu empfinden wie mit einer gewissen Religion; sie schneidet ab von außen und isolirt, indem sie von innen die Innigkeit vermehrt.“ Vielmehr aber, wie sich durch Polarität die elektrische Kraft sammelt und verstärkt, so spannte sich diese Denkweise und Innigkeit gerade desto stärker in Humboldt, je entgegengesetzter ihr die französische Denkweise, der idealistisch plattirte Materialismus, die Neußerlichkeit und Oberflächlichkeit, das hastige und glänzende, eitle, schein- und effectselige Wesen der Neufranzosen gegenüberstand. Welch' ein unermesslicher Unterschied zwischen einem Gespräch mit Schiller und zwischen der Conversation wie sie in Paris allein möglich war! Wie ärgerte sich Humboldt an der blanken und gehaltlosen Münze dieser Gesprächsweise, an diesem fortgesetzten Betrug und Selbstbetrug, der Worte und Pointen für die Sache nimmt, der das Bedürfniß nach Wahrheit an einer Phrase oder einem Witzwort abprallen läßt! Wie fühlte er sich abgestoßen und in sich selbst hineingetrieben, wenn jeder neue Discurs ihn lehrte, daß, nach Göthe's Ausdruck, diese glänzenden und geistreichen Franzosen „gar nicht begreifen, daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist!“ Er fühlte alsdann lebendig seine „Deutschheit.“ Er fühlte, daß sein ganzes Gedanken- und Empfindungssystem auf dem Stamme deutsch-nationaler Eigenthümlichkeit erwachsen sei, und das Gefühl und Verständniß des Deutschen ward ihm in Folge dessen zum festen Maaß für die Charakteristik des fremd-Nationalen. Um den Gegensatz von Leidenschaft und Charakter, von dem Leben nach außen und

dem nach innen, um den Gegensatz der französischen und deutschen Art dreht sich sein Aufsatz über das Theater der Franzosen. In der Entwicklung, daß der sittliche wie der ästhetische Gehalt des Göthe'schen Epos identisch sei mit dem deutschen, dem vaterländischen Charakter desselben, hatte seine Analyse von Hermann und Dorothea culminirt. Deutscher war Niemand als Voss, das hatte Humboldt selbst erfahren als er ihn in Göttingen von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Seine Uebersetzung des Ovid war in gewissem Sinne undeutsch, nur in dem Sinne doch, daß ihre Sprache mehr holsteinisch als deutsch und daß sie ein wenig gräcisirt und latinisirt war. Humboldt, längst gewohnt, griechisches und deutsches Wesen als innig verwandt zu betrachten, konnte durch das Letztere nicht gestört werden. Er übertrug überdies den persönlichen Eindruck, den ihm die Vossische Biederkeit gemacht hatte, auf den Eindruck der Vossischen Uebersetzersprache. Der Ovid, als er ihn in Paris las, entzückte ihn. Er regte seine ganze „Deutschheit“ auf. „Sie Glücklicher“ — so schrieb er an Wolf — „mitten in Deutschland und unter lauter Deutschen können kaum fühlen, wieviel einem eine solche, so kräftige, hohe und begeisterte Sprache giebt, was solche Bilder dem Sinn, solche Gedanken dem Geiste und Herzen sind. Aber in dieser Rede „fern von dem Schalle germanischer Rede“ schlagen deutsche Töne dieser Art ganz anders an ein deutsches Ohr. In der That wird man hier der Herz- und Kraftlosigkeit sehr müde, und ich bleibe noch immer dabei, daß, so manches Interessante ich auch hier für meine Neugierde antrefte, der einzige Genuß meiner bessern Kräfte doch immer ein erhöhteres und durch den Contrast selbst lebendigeres Bewußtsein der volleren und kräftigeren deutschen Natur bleibt.“ Der Ausdruck dieses Bewußtseins, verbunden mit dem, was er einst seine „Grille“ genannt hatte, der Ansicht von der Aehnlichkeit der Griechen und der Deutschen, und der Sprachen beider Nationen, — dies mithin durfte auch in jenem Gedicht nicht fehlen, das er seinem noch Ungeborenen in die Wiege legte. Er versprach dem Kinde, daß die Eltern es „sorgsam und früh mit deutschem Sinne nähren würden.“ Er pries es glücklich, daß ihm das Geschick „in der Sprache Teutoniens“ ein Mittel geben werde, jene edle menschliche Bildung leichter sich anzueignen, „eignen und besser die Höhen und Tiefen der Menschheit zu schauen“ — in jener Sprache, die

— — „von eigenem Stamm entsprossen, und kräftig und edel,
Näher des Griechen Flug rauschende Fittige schwingt,“ —
pries es glücklich, daß es, in der Ferne zwar, dennoch deutsch gebo-
ren sein werde, und pries endlich das „noch wenig erkannte Volk,“

— — „das still und bescheiden,
Aber tieferen Ernsts, kühnere Bahnen sich bricht;
Doch sie kommt die vergeltende Zeit, schon winkt sie nicht fern mehr,
Wo es dem Folgegeschlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.
Nicht mit Waffen wird es, nicht kämpfen in blutigen Kriegen,
Sichrer herrschet durch's Wort, edler sein schaffender Geist.
Wie in den Tagen des Herbsts die Sonne, von Nebel umschleiert,
Durch den verhüllenden Flor einzelne Strahlen erst schießt;
Aber kräftiger bald zertheilt sie die fliehenden Wolken,
Und auf die freudige Flur gießt sie das flammende Licht.“ —

Kräftige und genaue Anschauung, lebendige und tiefe Empfindung fremden Weltwesens, zurückgenommen in die Innerlichkeit, gehoben durch das deutsch-vaterländische Gefühl: — das, um es zusammenzufassen, ist das Ergebnis seines Reiselebens für die Entwicklung seiner Individualität. In seinem so gestimmten und bewegten Geiste setzten aber sofort seine philologischen und ästhetischen Studien einen Keim an, der zur fruchtbarsten Entfaltung bestimmt war. Seine geschichtsphilosophischen und anthropologischen Ideen, die ihn bald in Weiten von unabsehbarem Horizont, bald in eine so unbequeme Enge, wie das physiognomische Gebiet, geführt hatten, fanden endlich einen Mittel- und Ruhepunkt. Im Tasten nach einem Object, das alle seine Gesichtspunkte in sich schloffe, nach einem Studium, das sein ganzes Wesen trüge, gerieth er auf die Linguistik. Aus Madrid, Ende 1799, schreibt er an Wolf, daß es sein Plan sei, die Theorie der Aesthetik praktisch an Beispielen durchzugehen. In dieser Absicht habe er die ältere französische Literatur studirt, in dieser Absicht studire er jetzt die spanische Literatur und Sprache. Noch mehr aber als die Literatur interessire ihn die Sprache. „Ich fühle,“ fügt er hinzu, „daß ich mich künftig noch ausschließender dem Sprachstudium widmen werde, und daß eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen eine Arbeit ist, der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen sein können.“¹⁾

1) G. B. V. 214.

So stellte sich die Linguistik an die Seite der Alterthumswissenschaft, der Aesthetik und der Philosophie, um es je länger je mehr über sie alle davonzutragen. Die beginnende Beschäftigung aber mit ihr trug die Spuren des Orts und der Gelegenheit. Die ersten sprachwissenschaftlichen Bemühungen Humboldt's galten dem Altspanischen, sie galten der Sprache jener Vasken, deren alterthümliche Eigenartigkeit und Selbständigkeit ihn auch übrigens so stark angezogen hatte. Das Studium des Baskischen war es denn auch, was seine Rückreise nach Deutschland länger und länger verzögerte. Indes ihn im Herbst 1800 seine Freunde jede Woche erwarteten,¹⁾ las er sich in den Werken und Handschriften fest, die ihm für jenes Studium die Pariser Bibliotheken boten. Darüber verging der Winter. Von Neuem hatte er sich zum Ende des Mai in Erfurt und Jena angemeldet.²⁾ Von Neuem machte das Baskische einen Strich durch die Rechnung. In der Absicht, an Ort und Stelle den altbaskischen Sprach- und Literaturresten nachzuspüren und das Büchstudium durch mündliche Mittheilungen Einheimischer zu ergänzen, faßte er plötzlich den Entschluß, mit Zurücklassung seiner Familie in Paris, sich noch einmal nach Spanien zu wenden.³⁾ Mehrere Wochen brachte er mit diesen Erkundigungen und Quellenforschungen in den baskischen Provinzen Frankreichs und Spaniens zu. Mit den gesammelten Materialien eilte er sodann zu den Seinigen zurück; es war im Spätsommer, als er mit ihnen von Paris nach der Heimath aufbrach. Nach jahrelanger Abwesenheit sah er auf Tage diejenigen wieder, die ihm in der Fremde am meisten gefehlt hatten. Göthe zwar war auf einer Reise begriffen; er fand in Weimar nur Schiller, der eine Besuchsreise zu Körner, des Erwarteten wegen, aufgeschoben hatte.⁴⁾ In Burgörner erwachten die Erinnerungen noch älterer Zeiten, die Erinnerungen des Briefgesprächs und der Studiengemeinschaft mit dem Hallischen Freunde, und sofort ward ein Zusammentreffen auch mit diesem verabredet.⁵⁾ Von hier endlich

1) Schiller an Körner vom 21. October 1800, Briefw. IV. 197 vgl. ebendas. 191 und Humboldt an Wolf G. W. V. 216.

2) Brief Rahel's vom 15. April 1801.

3) Humboldt's eigne Angaben, im Mithridates IV. 277.

4) Schiller an Körner, im Briefw. IV. 225 u. 229.

5) Humboldt an Wolf; G. W. V. 237 ff.

ging er nach Berlin und Tegel, wohin ihm seine Familie erst etwas später nachfolgte. Vor Allem den Verkehr mit Geng nahm er hier wieder auf. In seinem Tagebuch berichtet dieser unter dem 13. September von einem „großen Gespräch zwischen Mitternacht und drei Uhr,“ das er über die wichtigsten Dinge und die intimsten Beziehungen seines Lebens mit dem Zurückgekehrten gehabt habe, weiterhin, im März, von einem Besuch, den er ihm in Tegel abgestattet habe.¹⁾ Nichts vielleicht war so geeignet, Humboldt in die dermaligen Zustände Preußens und Berlin's einzuweihen, als das Leben und die Lage, in der sich Geng befand. Umgeben von der allgemeinen Frivolität der Hauptstadt, hatte sich dieser in eine unglaubliche Unsittlichkeit und Wüsthheit hineingerast. Gegenüber der würdelosen und habgierigen politischen Haltung der preussischen Regierung hatte er sich, seiner Beamtenstellung zum Trotz, in eine literarische Opposition geworfen, die ihm mit englischen Golde und mit österreichischer Gunst bezahlt wurde, war er aus einem Lobredner des Friedens zu einem Kriegsprediger geworden. Die Zustände, welche den Hintergrund dieses Gengischen Treibens bildeten, konnten auch Humboldt nicht behagen. Wenig erfreut durch die socialen Verhältnisse Berlin's, angewidert von der politischen Misere des Vaterlandes, zog er sich, seiner alten Praxis getreu, auf seine vaskischen Studien zurück.²⁾ Wie Geng aber, wenn auch aus anderen Gründen, sehnte er sich von ganzem Herzen von Berlin wieder hinweg. Es traf sich, daß Beide, ungefähr gleichzeitig, den Schauplatz ihrer jugendlichen Abenteuer verließen. Durch eine förmliche Flucht bewerkstelligte der Eine seinen Uebertritt in österreichische Dienste. Die ehrenvollste Mission führte den Andern, nach einer einjährigen Raft im Vaterlande, nach Italien.

1) Grenzboten, 1846; Nr. 42, S. 98 u. 99.

2) Humboldt an Wolf; G. B. V. 240.